



Unterhaltungsblatt

Illustriertes

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.
 Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Chorn.

1901. * № 11.

Prinzeß Hummelchen.

Novelle von Hanns v. Spielberg.

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Der Fürst und der Erbprinz standen fast unmittelbar vor Willröder und Charlotte, beide lächelnd.

Der Fürst, dem der Prinz wohl etwas zugerannt hatte, hob drohend den Finger. „Na, lieber Willröder, im Sturm gewonnen? Kommen Sie doch mal her, Charlotte, liebes Kind! So — geben Sie mir Ihre Hand. Sie zittern ja förmlich! Ja, solch ein Augenblick, der hat's in sich. Nun, und Sie, Willröder — Ihre Hand!“ Er tastete etwas unsicher, bis er sie ergriffen hatte, legte beide Hände ineinander und schloß die feine darüber zusammen mit warmem Druck. „Das ist mir einmal eine Herzensfreude!“ fuhr er mit leiser Nührung fort. „Viel, viel Glück Ihnen allen beiden! Hab' schon so etwas läuten hören, kann's ja nun verraten — durch L'Étrange, der immer alles weiß. Dachte aber, es wäre noch nicht so weit. Desto besser so! Hab' Ihre beiden Väter sehr geschätzt; freut mich von Herzen, daß ich nun für die Kinder etwas thun kann!“

Er hielt die beiden Hände der Glücklichen immer noch fest umspannt, als auch der Erbprinz in herzlichen Worten seinen Glückwunsch aussprach. Dann ließ er sie endlich frei und fragte verwundert: „Ja, wo ist denn aber mein Hummelchen? Die wird einmal eine Freude haben!“

Das Hummelchen aber lag in ihrem Schlafzimmer über dem Bett, hatte den Kopf tief in die seidene Kissen gedrückt und schluchzte und weinte bitterlich.

Niemand konnte in ihr Zimmer: sie hatte den Niegel vorgeschoben. Als die Kammerfrau wiederholt anklopfte, wurde ihr endlich die müde, thränenschwere Antwort: „Ich bin krank, ich will allein sein!“

Und als die Kammerfrau dann der Frau Oberhofmeisterin, Excellenz, besorgte Meldung erstattete, schüttelte Mama Etikette zwar den Kopf, meinte aber: „Es hat nichts auf sich!“ Im Inneren aber dachte sie: „Ja, ja, die sechs Gläser Pommery!“

Ein Jahr später.

Hauptmann v. Willröder kam vom Dienst nach Hause, bestaubt, daß sein blonder Schnurbart wie mit Weizenmehl überstreut aussah.

Aber er lächelte vergnügt vor sich hin. Soeben hatte ihm sein Feldwebel Marschner gemeldet, daß bei ihm ein Prachtbube einpassiert sei; er hatte sich im voraus als Paten angemeldet und dachte dabei daran, daß auch er bald nach Paten werde Umschau halten dürfen. Denn er dachte seinen Jungen auch demnächst taufen zu lassen.

Im Wohnzimmer saß Charlotte am Fenster, rosig, das Wochenhäubchen noch auf dem Kopf, im Schoß einen Brief. Neben ihr stand die Wiege.

Sie hielt ihm die Bogen — es waren ihrer drei, aber sie waren sehr weitläufig beschrieben, und die Zeilen hielten keineswegs Linie — entgegen. „Kate einmal, Kurt, von wem?“

Er gab ihr zuerst einen Kuß. „Kind, bei

„Ach, du liebe Thörin! Eher könnte ich eiferfüchtig sein, denn du hast mich ja eigentlich doch nur genommen, um deinem geliebten Prinzeßchen die Blamage mit mir zu ersparen. Was schreibt sie denn übrigens?“

Sie las vor:

„Natürlich nehme ich mit tausend Freuden die Patenstelle bei euch an. Und daß er Ulrich heißen soll, finde ich einfach süß. Ihr müßt nur warten, bis wir von der Hochzeitsreise zurück sind und den Einzug in Waldenstein hinter uns haben. Das soll großartig werden, und ich freue mich auch riesig darauf. Das heißt, Eugen meint, er habe Angst, daß ich die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen werde, ohne eine meiner berühmten Dummheiten zu machen. Aber ich werde sehr, sehr würdevoll sein.“

Lotti, mein Eugen ist ein Zuckermann. Ich bin ja so sehr, sehr glücklich. Er hat sein Hummelchen über alle Maßen lieb und will sie gar nicht anders, wie sie ist, das heißt also mit all ihren Dummheiten. Und ich hab' ihn auch sehr lieb, ich möchte ihn in einem fort abknutschen. Und wie schön das ist, so infognito durch die Welt zu reisen, nur mit einem Diener und meiner Kammerfrau, die sich aber gar nicht um uns kümmern dürfen. Denn wir wollen immer ganz allein sein, dann ist's doch am schönsten.

Daß ihr nicht bei unserer Hochzeit wart, war gar zu schade. Aber Du warst ja „dienstlich“ verhindert. Gott — was muß das schön sein, solch ein liebes kleines Baby zu haben! Aber wenn man Mama ist, darf man keine Dummheiten mehr machen, sagt Eugen. Na, bei meiner klugen, ersten Lotti hat das ja gar keine Gefahr.

Ja so — unsere Hochzeit! Großartig, sage ich dir, und so rührend und so feierlich! Ich hab' das ganze Herz voll guter Vorsätze gefaßt. Aber der arme Papa hat sehr geweint. Der muß nun zunächst anstatt seines lebendigen Hummelchens mit einer kalten, steinernen vorliebnehmen. Die steht auf seinem Schreibtisch, und der René Dututel hat sie gemacht. Er hat darauf die goldene Medaille oder so etwas in Mänschen bekommen. Aber denke Dir, Eugen behauptet, eigentlich nur, weil das Original so hübsch sei. Na, die Männer schwätzen eben viel.

Nun muß ich Dir aber noch eins erzählen. Siehst Du, vor unserer Hochzeit, da hab' ich mir ein Herz gefaßt und Eugen alles gebeichtet. Du weißt schon, was. Das mußte



Prinzregent Luitpold von Bayern. (S. 84)

Nach einer Photographie von Reichard & Lindner, Hofphotographen in Berlin.

deiner ausgebreiteten Korrespondenz ist das Raten zwar schwer, aber nach der krausen Handschrift schließe ich auf deine Prinzessin.“

„Hör mal, das kommt mir verdächtig vor!“ lachte sie. „Was brauchst du anderer Frauen Handschrift zu kennen? Und nun gar Hummelchens? Alte Liebe rostet nicht!“

ich doch, nicht wahr? Aber denke Dir, der dumme Eugen hat mich ausgelacht. Einfach ausgelacht. Und dann hat er mich am Ohrläppelchen genommen und mir hineingeflüstert: „Denkst du denn, Hummelchen, ich sei blind, weil ich mir immer das dumme Glas ins Auge klemme? Ich hab' dich ja gesehen, wie du — na, ich will nicht mehr sagen. Aber ich habe mir gleich gedacht, die Kleine hat eben Temperament. Und wie ich nachher die beiden glücklichen Menschen vor mir sah, da wußte ich auch, es hat nichts auf sich!“ Wie findest Du das, Lotti? Solch ein Mann — der Eugen! Aber ich werde ihn mir schon noch ziehen.

Lottiherr, Eugen läßt Dich und Deinen Mann schön grüßen. Und im Herbst müßtest Du uns auf Schloß Ruhleben besuchen — mit Deinem Kurt! Denke Dir, mit Deinem Kurt! Der Eugen, nein, er ist eben ein zu närrischer Mann! ... Meine Babies sind dann auch da — die habe ich mitbekommen — und ich fahre Dich täglich mit Deinem Baby spazieren, während die Männer auf der Jagd sind.

Herrgott, da ist der Eugen schon wieder und drängelt, wir sollen spazieren gehen. Er hat nämlich nie Geduld und kann's nicht einen Augenblick ohne mich aushalten. Deiner auch? Sind die Männer überhaupt alle so?

Gruß und Kuß für Dich, Dein Baby und — ach so, meine Empfehlung Deinem Herrn Gemahl.

Ulrike Erbprinzessin Waldenstein, genannt Hummelchen.“

Als Charlotte geendet, lachte Willröder herzlich. „Dein Prinzekchen ist und bleibt eben das Hummelchen!“

Sie aber stand auf, schritt zur Wiege und beugte sich zärtlich über ihren Liebling.

Und dabei sagte sie: „Laß nur gut sein, Kurt! Es wird schon der Tag kommen, an dem auch mein Prinzekchen die Schmetterlingsflügel abstreift. Und dann erst wird sie ganz glücklich sein. — Komm, gib deinem Jungen einen Kuß!“

Ende.

Im Eisenbahnwagen vierter Klasse.

Erzählung von Friedrich Thieme.

1. (Nachdruck verboten.)

Es schlug gerade halb fünf Uhr, als der Drechslermeister und Stockfabrikant Rumpf die Hausthür hinter sich schloß, um den Weg nach dem Thüringer Bahnhofe in Leipzig anzutreten. Die Winternacht war klar, aber kalt. Der Schnee knirschte unter den Füßen, die Sterne funkelten in seltenem Glanze.

In tiefen Gedanken schritt Rumpf, den Reisekoffer in der in warmen Wollhandschuhen steckenden Rechten, dem Bahnhofe zu. Sein Geschäft war in letzter Zeit recht schlecht gegangen, nur eine größere Geldsumme konnte ihm helfen, und er stand eben im Begriffe, einen in der Nähe von Erfurt wohnenden Freund aufzusuchen, um seine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Versagte ihm der wohlhabende Mann die geforderte Hilfe, so war er verloren. Und doch hegte er im Grunde nur wenig Hoffnung, denn er hatte in letzter Zeit zu oft angeklopft und verschlossene Thüren und Ohren gefunden, um nicht genau zu wissen, wie schwer es für den Handwerker ist, Kapital aufzutreiben. Aber seine Frau und seine beiden Kinder bedurften des Brotes; auch der letzte Versuch mußte gemacht werden, den Gang des Mißgeschicks aufzuhalten.

Als er den Bahnhof von weitem erblickte, verkündete ihm die erleuchtete Uhr, daß er noch übrig Zeit habe; daher setzte er den schweren Koffer nieder und blieb einen Augen-

blick vor einer Plakatsäule stehen, um Atem zu schöpfen. Unwillkürlich ließ er dabei den Blick über die vom Lichte einer nahen Laterne erleuchtete Säule hinstreifen. Ein rotes Plakat fiel ihm auf. Neugierig trat er heran und buchstabierte bei dem ungewissen, flackernden Licht mit Mühe die Worte heraus:

„500 Mark Belohnung!“

Obige Belohnung erhält jeder, der den Mörder des Sanitätsrats Doktor Oveling in Berlin —

„Ach so,“ brummte Rumpf wie einer, der nun weiß, um was es sich handelt, und damit sein Interesse an dem Gegenstande erledigt hat. Ohne sich die Mühe des Weiterstudierens zu nehmen, hob er seine Last wieder auf und trabte davon, unterwegs bei sich erwägend, wie gut ihm die fünfhundert Mark zu statten kommen würden, wenn er sie verdienen könne. Freilich, der Mörder würde wohl nicht so dumm sein, ihm in die Arme zu laufen, und zum Privatdetektive fühlte er gar keine Anlage in sich.

Rumpf löste eine Fahrkarte vierter Klasse und eilte auf den Bahnsteig, um einen möglichst bequemen Platz in dem entsprechenden



König Milan von Serbien †. (S. 84)

Wagen des bereits zur Abfahrt bereitstehenden Zuges zu belegen. Diese Absicht war leicht erreicht, denn die Morgenzüge des Winterhalbjahrs erfreuten sich meist keiner allzu starken Besetzung, und heute hielt noch obendrein die ganz besonders strenge Kälte die Reiseluft in Schranken.

Eine Zwischenwand teilte den Wagen in zwei Teile, aber eine offenstehende Thür vermittelte die Verbindung zwischen beiden. Der gemeinschaftliche eiserne Ofen strahlte eine scharfe Hitze aus, und das in dem Raume brennende Licht war schwach genug, um die Nacht nicht gänzlich aus dem Bewußtsein der Passagiere zu verdrängen oder das Gelüsten nach etwas Morgenschlummer aus den Gemüthern hinwegzujucken. So hatten es die Mitreisenden des Drechslermeisters sich nach Möglichkeit bequem gemacht, wozu ihre geringe Zahl ihnen hinreichend Platz ließ. Eine ältere Frau, mit einem kleinen Knaben, offenbar ihrem Enkel, auf dem Schoße, saß in einer Ecke auf einer Kiste, den Kopf nach hinten zurückgelehnt, mit halbgeschlossenen Augen, während das Kind in tiefem Schlafe lag. Neben ihr saß ein größerer Junge auf einem Feldstühlchen, den Kopf fest an das Kleid der Alten gedrückt, und gegenüber in der anderen Ecke lag auf einer Reisendecke, sich seiner Reisetasche als Kissen bedienend, ein dicker Mann von etwa dreißig Jahren. Direkt neben dem Ofen hockte ein Handelsmann, mit einem Quersack neben sich, dicke Rauchwolken aus einer

Pfeife blasend, schläferig und gleichgültig gegen alles umher. Außer ihm bemerkte Rumpf nur noch einen jungen Menschen in dürftiger Kleidung, der vor einem der Fenster stand und durch ein in den Eisüberzug des Glases gezeichnetes Loch schweigend auf den halbdunkleren Bahnsteig hinausstarrte.

Der neue Ankömmling setzte seinen Koffer an die Wand, nahm darauf Platz und schloß ebenfalls die Augen.

So verharrte man nach der Abfahrt fast eine Stunde lang. Niemand unterbrach die herrschende Stille, nur zuweilen hob die alte Frau den Kopf, um dem Knaben an ihrer Seite einige Worte zuzuraunen, oder sie rückte den Schläfer auf ihrem Schoße zurecht. Allmählich brannte das Gas trüber und trüber, so wie die Helligkeit draußen zunahm; einer der Passagiere nach dem anderen begann sich bemerkbar zu machen, es wurde geräuschvoller in dem Raume, neue Passagiere kamen hinzu, und man fing an, sich zu unterhalten. Einige verzehrten auch ihr Frühstück, tranken Bier und rauchten.

In der Mitte hatte sich eine kleine Gruppe schwatzender Personen gebildet, Scherzworte gingen hinüber und herüber, selbst der harmloseste Beitrag erntete Beifall. Nur der Dicke kämpfte noch mit den Geistern des Schlafes, gähnte und rieb sich die Augen, und der junge Mensch in dürftiger Kleidung stand abseits, seinen Mitreisenden den Rücken zuzehend, stumm und fast bewegungslos zum Fenster hinausstarrend.

Kurz vor Weizenfels hatte aber auch der Dicke seine Trägheit überwunden, was er seinen Nebenmenschen unwiderleglich dadurch offenbarte, daß er sich eine Zigarre anzündete.

„Sie sind wohl so freundlich, mir Feuer zu geben,“ wandte er sich an Rumpf, der ihm seinen Glimmstengel zum Zwecke der Glutzeugung des eigenen darreichte.

„Ihr Reiseziel, wenn ich fragen darf?“ fuhr der Dicke munter fort.

„Erfurt.“

„Ich auch. — Sie reisen in Geschäften?“

„Ja, das heißt für mich selbst.“

„Dacht' ich mir. Man spart gern, wenn's aus dem eigenen Beutel geht.“

„Allerdings. Natürlich, bequem ist's nicht vierter Klasse, aber wozu die Bahn überflüssig bereichern?“ erklärte Rumpf. „Was man durch die billigere Fahrt erübrigt, kann man an den Wagen wenden.“

„So sage ich auch. Außerdem reist man vierter Klasse gemüthlicher, braucht sich nicht auf ein halbes Meter Sitz zu beschränken, kann nach Belieben hin und her gehen. Was kümmert mich das Vorurteil! Wenn ich dritter Klasse fahren wollte, ich könnte es eher als mancher andere.“

Die meisten Passagiere vierter Klasse begannen ihre Unterhaltung meist damit, daß sie sich auf diese Weise voreinander rechtfertigten, oder, richtiger, einander betrügen. Jeder ist überzeugt, daß der andere ihm die Entschuldigung nur vorspiegelt, aber jeder stellt sich, als glaube er daran.

„Ich verfolge gleichfalls geschäftliche Zwecke,“ plauderte der redselige Dicke weiter. „Bewünschte Kälte heute! Wer heute keinen warmen Ueberrock hat, wie zum Beispiel der arme Teufel da“ — er deutete auf den jungen Menschen am Fenster — „ist schlimm daran.“

Rumpf warf einen mitleidigen Blick auf den Gegenstand ihres Gesprächs. Der junge Mann war ganz ohne Gepäck, hatte ein kurzes abgeschabtes Röckchen an, und sein Hals war ganz bloß.

„Sie, guter Freund,“ redete der Dicke gutmütig den Jüngling an, „eine Zigarre gefällig?“

Der junge Mann wandte sich um, wie un-

willig darüber, daß man ihn in seinen Gedanken störe. „Ich danke,“ erwiderte er kurz.

„Na, nehmen Sie nur, Sie scheinen auch nicht in Ueberfluß zu schwimmen. Da ist Feuer — so, nun geht's mit Dampf durch die Welt. Wohin wollen Sie denn?“

„Nach Erfurt.“

„Arbeit suchen, he?“

„Ja,“ sagte der junge Mensch mit einem Anflug von Verlegenheit.

„Haben wohl weiter nichts auf dem Leibe als den dünnen Kittel da?“

„Ich friere nicht leicht.“

„Nicht? Na, mir kann's recht sein. Bläß genug sehen Sie aus.“

In der That, der junge Mann zeichnete sich durch eine außergewöhnliche Blässe aus. Er mochte etwa achtzehn Jahre alt sein; seine dürftige Kleidung und sein bartloses Gesicht ließen ihn vermutlich jünger erscheinen, als er

war. Die dünnen Beine steckten in vielfach geflickten, abgetragenen Stiefeln. Die Ärmel seines fadenscheinigen braunen Jacketts waren zu kurz. Sein Gesicht war länglich; die wasserblauen, nichts sagenden Augen verrieten wenig Offenheit und Jugendfreude; das kurze blonde Haar schien in der Eile des Ausbruchs nur mit den Fingern, nicht mit dem Kamme in Berührung gekommen zu sein.

Rumpf betrachtete den jungen Menschen aufmerksam, mehr aus Teilnahme als aus Neugier. Dieser senkte schüchtern die Augen vor seinem forschenden Blicke und versuchte, sich durch einen schnellen Rückzug in seine passive Rolle der weiteren Beobachtung zu entziehen. Der redselige Dicke ließ ihn jedoch nicht wieder aus dem Garne.

„Was haben Sie denn für eine Beschäftigung?“ fragte er.

„Schlosser.“

„Schlosser — wahrhaftig? Ich hätte Sie eher für einen Schneider gehalten. Haben Sie denn Kräfte genug zur Ausübung eines so anstrengenden Berufs?“

Der junge Mann schien entrüstet, für einen Schneider gehalten zu werden, wenigstens gab Rumpf seinem flüchtigen Erröten diese Deutung.

„Man sieht's oft den Menschen gar nicht an, was in ihnen steckt,“ bemerkte er daher begütigend.

Der Schlosser schob einen hastigen Blick auf den Sprecher. „Wie meinen Sie das?“ fragte er mit mehr Interesse, als er bis jetzt für das Gespräch an den Tag gelegt.

„Wie ich es meine? Nun, ich kenne Leute, die wie Riesen ausschauen und doch bei jeder Anstrengung zusammenklappen.“

„Ach so!“

„Station Weissenfels!“ rief ein Passagier, die Bedeutung des eben ertönenden Haltesignals



Oesterreichische Pioniere, den Eisstoß der Eger in Gang bringend. (S. 84)

Nach einer Photographie von Felgenhauer.

erklärend. Der redselige Dicke und Rumpf traten einen Augenblick auf den Bahnsteig hinaus, während der junge Schlosser sich auf seinen Platz zurückbegab, seinen Mitreisenden wieder den Rücken zuehend und mit schweigender Aufmerksamkeit durch das Fenster starrte.

Der Tag hatte inzwischen seine Herrschaft so weit geltend gemacht, als ihm die Jahreszeit dies gestattete. Reges Leben herrschte auf dem Bahnhofe; die Reiselustigen hasteten auf und ab, Rufe schallten durcheinander, Thüren wurden geöffnet und zugeschlagen.

Der Passagier, welcher vorhin die Station ausgerufen hatte, war offenbar ein lustiger Bruder. Mit lauter Stimme schmetterte er eine Reihe harmloser Scherze in das Gewühl hinein, als wären es Knallerbsen. Niemand zeigte sich darüber empfindlich, im Gegenteil, alle lachten über ihn. Selbst einen ihm bekannten Polizeiergeanten, der auf dem Bahnsteig stand, ließ er nicht ungeschoren.

„Sie, Herr Polizeirat, bitte, treten Sie näher.“

„Was soll ich denn, Herr Gerstenberg?“ fragte der Beamte gutgelaunt.

„Wir haben einen im Wagen, für den Sie sich interessieren.“

„Oho! Hoffentlich nicht meine Schwiegermutter?“

„Bewahre, Herr Schmidt, bewahre.“

„Wen denn sonst?“

„Den Mörder des Doktor Eveling — bitte, verhaften Sie ihn.“

„Sie sind es wohl selber?“ scherzte der Beamte.

„Das kann man nicht wissen.“

„Sie sehen ganz so aus,“ erwiderte der Polizist lächelnd. „Aus Ihrem Schmerzbauch könnte man drei Mörder wie den Klode machen.“

„Wirklich? Dann muß er ja das reine Zündhölzchen sein.“

„Ist er auch: lang, schwächig und dreimal jünger als Sie.“

„Möchten Sie nicht die fünfhundert Mark verdienen?“

„Fünfhundert Mark? Sagen Sie tausend.“

„Was — tausend?“

„Der Berliner Nerzverein hat ebenfalls fünfhundert Mark ausgefetzt.“

„Um so besser — greifen Sie doch zu.“

„Hat sich was zuzugreifen,“ brumnte der Polizeiergeant ärgerlich. „Der Mörder hat sich zweifellos nach Hamburg gewandt, wo eine Tante von ihm wohnen soll, von der er Unterstützung erhofft.“

„Na, das ist doch auch bloße Vermutung! Wer weiß, ob er sich nicht gerade nach der entgegengesetzten Richtung flüchtete. Suchen Sie doch einmal im Zuge nach.“

Der andere schüttelte abwehrend den Kopf. „Werd' ich wohl bleiben lassen, es sind schon fünf Unschuldige festgenommen worden; ich habe nicht Lust, das halbe Dutzend vollzumachen. Das könnte mir eine schöne Nase eintragen.“

„Eine noch schönere, wie Sie schon haben?“

rief der lustige Passagier noch zum Fenster hinaus, während sich der Zug schon in Bewegung setzte. Der Polizeiergeant drohte ihm scherzend mit der Faust, denn die Natur hatte ihn mit einer ziemlich auffallenden Stumpfnase ausgezeichnet. Die Insassen des Wagens jubelten, selbst in den Augen des Schlossers blitzte es triumphierend auf. Er hatte der Unterhaltung mit Interesse zugehört; als der Passagier, ein biederer Gastwirt aus der Sulzaer Gegend, den Polizeibeamten zur Durchsuchung

des Wagens einlub, begannen seine Hände krampfhaft zu zittern, erst bei der Antwort atmete er auf.

Kumpf wandte sich ihm wieder zu und bemerkte: „Sie, junger Mann, ist Ihnen nicht wohl? Sie sehen ja totenblaß aus.“

Der Jüngling schüttelte aufgeregt den Kopf. „Es ist nichts — danke — ich, ich —“

„Sie frieren wohl?“

„Ja, sehr.“

„Ja, ja, durch Fenster und Thüren weht es eisig herein, und Sie sind nicht gerüstet gegen die Kälte. Armer Kerl!“

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Am 12. März be- geht der Prinz- regent Luitpold von Bayern das seltene Fest seines achtzigsten Geburtstages. „Des König- reichs Bayern Ver- wefer“, wie der offi- zielle Titel lautet, wurde geboren am 12. März 1821 zu Würzburg als zwei- ter Sohn des damaligen Kronprinzen, späteren Königs Ludwig I. von Bayern. Er beschäftigte sich vorzugsweise mit dem Militärwesen und bekleidete die Stellung eines Generalfeldzeugmeisters und Generalinspektors der Armee. Am 10. Juni 1886 übernahm er die Regentenschaft für seinen unglücklichen Neffen König Ludwig II., so- wie nach dessen Tod (13. Juni) für den ebenfalls geisteskranken König Otto. Aus seiner Ehe mit der Prinzessin Auguste von Toskana sind vier Kin- der entsprossen: der Thron- folger Prinz Ludwig, die Prin- zen Leopold und Arnulf und die als geistvolle und gelehrte Schriftstellerin bekannte Prin- zessin Theresie. — Nach kurzer Krankheit ist **Erkönig Milan von Serbien** in Wien ge- storben. Er war geboren am 22. August 1854 und wurde am 2. Juli 1868 nach der Er- mordung seines Oheims, des Fürsten Michael, als Milan Obrenowitsch IV. zum Fürsten von Serbien proklamiert. Am 17. Oktober 1875 vermählte er sich mit Natalie Reschko, der Tochter eines russischen Obersten, die ihm am 14. August 1876 einen Sohn, den jetzigen König Alexan- der I., schenkte. Am 6. März 1882 nahm Milan mit Zu- stimmung der Mächte den Königstitel an. Nach dem unglücklichen Kriege mit Bul- garien 1886 war seine Stel- lung sehr erschüttert, weshalb er am 6. März 1889 zu Gunsten seines Sohnes abdankte und sich als Privat- mann nach Paris begab. 1888 ließ er sich scheiden, verheiratete sich aber später wieder mit seiner Gemahlin. Sein Sohn setzte ihn 1894 in alle seine Rechte als

Mitglied des königlichen Hauses, denen Milan 1892 entsagt hatte, wieder ein und ernannte ihn 1898 zum Kommandanten der serbischen Armee; neue Kon- flikte zwangen den Erkönig jedoch bald, abermals Ser-

lichen Schloß vorhergegangen war, fand die **Trauung der Königin Wilhelmina von Holland in der Großen Kirche im Haag** statt. Sobald die Königin, die ein prachtvolles Hochzeitskleid aus Silberbrokat trug, und Herzog Heinrich in holländi- scher Admiralsuni- form nebst den fürst- lichen Gästen Pla- genommen hatten, hielt Hofprediger van der Nier die Trau- rede, der die Ein- segnung folgte. Eine Hymne von Glud beendete die Feier.

In München hat der berühmte Chemiker und Hygieniker Ge- heimrat Professor Dr. **Max v. Petten- kofers** im 83. Jahre seinem Leben durch einen Revolver- schuß ein Ende gemacht. Er war schon lange leidend und seit meh- reren Jahren schwer- mütig. Pettenkofers war am 3. Dezem- ber 1818 zu Lichten- heim bei Neuburg an der Donau geboren; 1847 wurde er außer- ordentlicher Professor der Chemie an der Münchener Univer- sität, 1850 Vorstand der Hofapotheke und 1853 ordentlicher Universitätspro- fessor. 1894 trat er im Alter von

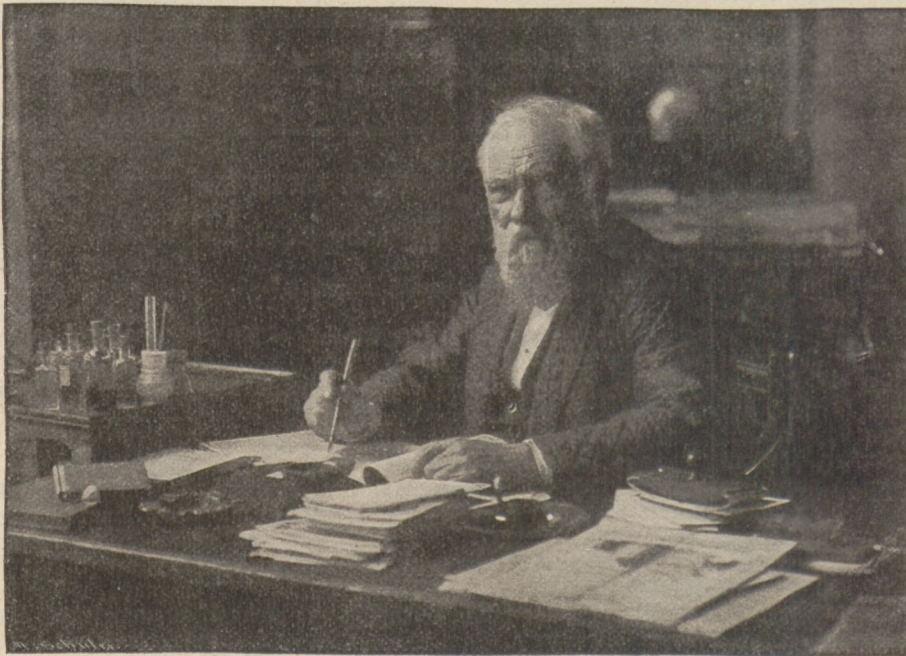
76 Jahren in den Ruhestand. Mit die- sem Forscher, dem Begründer der mo- dernen Hygiene, ist ein Gelehrter von europäischem Ruf dahingeschieden, dessen Wirken namentlich auf dem Gebiete der Infektionskrankheiten, der Cholera und des Typhus ein ungemein segensreiches gewesen ist. Der mächtige Umschwung, der sich überall in den gesundheitlichen Anschauungen geltend gemacht hat, knüpft in erster Linie an den Namen Pettenkofers an



Die Trauung der Königin Wilhelmina von Holland in der Großen Kirche im Haag.
Nach einer Photographie von B. Gribayéhoff in Paris.

bien zu verlassen. — Die Mitte Februar eingetretene strenge Kälte ermöglichte nicht nur alle Arten von Wintersport, sondern bot auch vielfach zu ernster und schwerer Arbeit Veranlassung. So war nahezu das ganze Gebiet der Eger durch die den Flußlauf be- deckenden Eismassen schwer bedroht. Erst tagelanger

den gesundheitslichen Anschauungen geltend gemacht hat, knüpft in erster Linie an den Namen Pettenkofers an



Max v. Pettenkofers an seinem Arbeitstische.

Nach einer Photographie von Friedrich Müller, Hofphotograph in München.

Bemühung der herbeigerufenen **österreichischen Pio- niere** gelang es, die Gefahr zu bannen und den **Eisstoß der Eger in Gang zu bringen**. — Nach- dem der Akt der bürgerlichen Ehegesehlichkeit im könig-

bemächtigen. Manches arme Vögelchen muß unter ihren scharfen Zähnen verbluten, wie es unser vor- treffliches Bild auf S. 85 zeigt.

Der Ohrenmafi.

(Mit Bild auf Seite 85.)

Zur Ordnung der Hal- affen und der Familie der Lemuren gehören die Afitra bewohnenden Ohrenmafi. Ihre größte Art hat fast die Größe eines erwachsenen Kaninchens; die vorherr- schende Farbe ihres Felles ist gelblich- oder bräunlichgrau, die außergewöhnlich großen, beinahe kahlen Ohren sind bald fleischfarben, bald asch- grau. Außer diesen großen Ohren, nach denen sie be- nannt sind, fällt noch be- sonders die Größe der dicht bei einander stehenden Augen auf. Die Ohrenmafi sind Nachttiere und verschlafen der- Tag wie die Fledermäuse, in- dem sie zusammengerollt in irgend einem Schlupfwinkel liegen, um erst mit der Däm- merung zu erwachen. Ihre Raublust ist sehr groß, und sie wissen sich ihrer Beute mit unfehlbarer Sicherheit zu bemächtigen. Manches arme Vögelchen muß unter ihren scharfen Zähnen verbluten, wie es unser vor- treffliches Bild auf S. 85 zeigt.



Ohrenmakis beim Abendessen. Nach einer Originalskizze von F. Kohl gezeichnet von A. Specht. (S. 84)

Die Schauspieldirektorin.

Geschichtliche Erzählung von R. Herrmann.

(Nachdruck verboten.)

„Du wirst mir bald nachfolgen! Dein Haus wird geschleift werden, und man wird Salz streuen da, wo es gestanden.“

So hatte am 5. April 1794 mit Donnerstimme der zum Tode verurteilte Danton ausgerufen, als man ihn an dem Hause Maximilian Robespierres vorüber zum Richtplatz führte. Wenig mehr als drei Monate waren seit jenem Tage vergangen, und schon hatte sich der wesentlichste Teil seiner Prophezeiung blutig erfüllt. Robespierre war tot; aber die Männer, die den Sieg über ihn davongetragen hatten, waren im Grunde nicht viel besser als er. Sie hatten seine Vernichtung angestrebt, weil sie lüstern waren auf das Erbe seiner Macht. Und wenn ihnen die dämonische Kraft, die unbeugsame Energie des überwundenen Feindes eigen gewesen wäre, so hätte Frankreich wahrscheinlich nur die Namen der Tyrannen gewechselt, nicht aber das Regiment des Schreckens.

Wie es seit vielen Monaten Tag für Tag der Fall gewesen war, so machte man auch am Tage nach Robespierres Hinrichtung mehrere Karren mit Gefangenen beiderlei Geschlechts bereit, um ihre Insassen vor das Revolutionstribunal und von da aus zur Guillotine zu bringen. Als die Karren eben in den Hof des Justizpalastes eingefahren waren, sprengte ein Häuflein von Reitern in der Uniform republikanischer Offiziere heran. Ein hochgewachsener Mann mit hagerem, hartem Gesicht, schmalen Lippen und durchdringenden Augen befand sich an ihrer Spitze, und vor der untersten Stufe der großen Freitreppe hielt er inmitten der neugierig herandrängenden Menge sein Pferd an.

„Das ist Barras,“ ging es von Mund zu Mund. „Der Obergeneral Barras!“

Und mit scheuer Ehrfurcht blickte alles zu dem entschlossenen Soldaten auf, der den Konvent gerettet und Robespierre vernichtet hatte. Barras aber befahl mit lauter Stimme: „Man hole den Direktor des Revolutionstribunals! Und man ergreife ihn, wenn er sich weigert, freiwillig vor mir zu erscheinen!“

Vier Offiziere aus dem Gefolge des Generals eilten, den Auftrag auszuführen, und schon nach Verlauf weniger Minuten kehrten sie in Begleitung des verhassten „öffentlichen Anklägers“ zurück.

„Bürger Fouquier!“ redete ihn Barras, allen Umstehenden vernehmlich, in strengem Tone an. „Man sagt mir, daß das Tribunal zur Sitzung zusammengetreten sei, und daß jene Gefangenen dort heute abgeurteilt werden sollen. Ist das die Wahrheit?“

„Allerdings, Bürger General! Aber es geschieht keineswegs aus eigener Machtvollkommenheit, daß ich so verfare. Ich handle lediglich auf den Befehl der Regierungsausschüsse, denen ich Gehorsam schuldig bin.“

„Sie sind vorerst niemand Gehorsam schuldig als mir. Und Sie werden Sorge tragen, daß das Tribunal bis auf weiteres seine Sitzungen einstellt.“

Ein beifälliges Gemurmel lief durch die laufende Menge. Fouquier aber zauderte noch, seine Bereitwilligkeit zu erklären.

„Man hat mir erst heute früh neue Listen von Angeeschuldigten zugestellt, Bürger General,“ wandte er ein, „und ich weiß nicht —“

Barras richtete seine hagere Gestalt höher im Sattel auf. „Ich nehme es auf meine Verantwortung, Bürger Fouquier. Und ich werde mit Ihnen wie mit Ihren Richtern und Geschworenen kraft der Vollmachten, die ich vom Konvent empfangen habe, kurzerhand nach

Kriegsrecht verfahren, wenn Sie es wagen, sich meinen Befehlen zu widersetzen. Keine Verurteilungen und keine Hinrichtungen mehr ohne meine ausdrückliche Ermächtigung! Diese Gefangenen dort bringe man sogleich in die Conciergerie zurück!“

„Da Sie es auf Ihre Verantwortung nehmen, Bürger General, so mag es nach Ihrem Willen geschehen. Ich werde die nötigen Anordnungen treffen.“

Fouquier-Tinville zog sich zurück, von Zischen und Hohnrufen der Menge begleitet. Von einem der Karren herab aber, deren unglückliche Insassen dem kurzen Gespräch mit begreiflicher Spannung gefolgt waren, rief eine wohlklingende Frauenstimme: „Es lebe der Bürger Barras, der Retter des Vaterlandes!“

Ein geschmeicheltes Lächeln huschte flüchtig über das strenge Gesicht des Oberbefehlshabers, und er lüstete dankend gegen die Ruferin hin seinen Hut. Der prüfende Blick, den er dabei auf seine begeisterte Verehrerin warf, mußte ihn freilich rasch überzeugen, daß die Eroberung, die er da gemacht hatte, wenig geeignet war, irgend welche süße Hoffnungen wachzurufen, denn die Besitzerin der weichen, volltönenden Stimme war eine Frau in reiferen Jahren. Ihre dunklen Augen zwar glänzten noch jugendlich hell, und auch ihre angenehm gerundete, elastische Gestalt hätte wohl den Neid manches jungen Mädchens wachrufen können; das bereits ergraute Haar aber und die kleinen, verräterischen Falten um Augen und Mund konnten doch kaum einen Zweifel über ihr wirkliches Alter lassen.

So war es nicht gerade wunderbar, daß des Generals Barras Züge sogleich wieder ihren gewöhnlichen finsternen Ausdruck annahmen, und daß er den durch sein energisches Eingreifen wenigstens vorläufig Geretteten keine weiteren Blicke schenkte, während er sein Pferd wandte und unter den Zurufen der Menge mit seinem Stabe davonsprengte.

Es war einige Wochen später, als dem Deputierten Barras in seiner Wohnung an der Rue Neuve des Petits Champs der Besuch einer Bürgerin gemeldet wurde. Seitdem Charlotte Corday, in dem Wahn, eines der Häupter des Schreckensregiments zu treffen, den Journalisten Marat ermordet hatte, wurde unbekanntes Besucherinnen von den zeitweiligen Machthabern zumeist ein starkes Mißtrauen entgegengebracht. Barras aber war kein Feigling und ließ unbedenklich jeden bei sich eintreten, der ihn zu sprechen begehrte. So wurden auch der stattlichen Dame, die sich heute in seinem Quartier eingefunden hatte, keinerlei Hindernisse bereitet, und da er sah, daß sie unzweifelhaft den gebildeten Ständen angehörte, ging ihr der ehemalige Graf sogar höflich einige Schritte entgegen. Es war ihm, als ob er ihr bereits irgendwo begegnet sein müsse, aber er erinnerte sich nicht sogleich, wo es der Fall gewesen. Und erst als die Besucherin mit volltönender Stimme fragte: „Sie erkennen mich also nicht wieder, Bürger General?“ vermochte er lächelnd zu antworten:

„Waren Sie nicht auf einem der Karren, Madame, die ich am 11. Thermidor aus dem Hofe des Justizpalastes in das Gefängnis zurückschickte?“

In den lebhaften schwarzen Augen sprühte es auf. „Ja. An jenem Tage haben Sie mir das Leben gerettet, und um Ihnen dafür zu danken, kam ich heute hierher. Aber wir sahen uns damals nicht zum erstenmal, Graf Barras! Betrachten Sie mich genauer! Läßt Ihr Gedächtnis Sie wirklich so ganz im Stich?“

„Ich suche umsonst in meiner Erinnerung, Bürgerin. Vielleicht, wenn Sie mir ein wenig zu Hilfe kommen —“

„Es war in Versailles, wo wir uns kennen lernten, und zwar in den kleinen Gemächern der Königin. Meine Freundin Campan war es, die mich Ihnen eines Tages vorstellte.“

Barras ließ sie nicht weiterreden. „Fräulein Montansier! Wie war es nur möglich, daß ich Ihr Gesicht vergessen konnte! Und wie in aller Welt kamen Sie, die Schauspieldirektorin, die sich doch gewiß niemals um Politik gekümmert hat, auf jenen fürchterlichen Karren?“

„Marie Antoinette hatte mir einst ihr Wohlwollen geschenkt, das war genug, um eine Anklage daraus zu schmieden. Der eigentliche Grund meiner Verhaftung aber war ein anderer. Ich habe mir durch meine Kunst ein Vermögen erworben, und man schuldet mir nahezu eine Million. Sie wissen besser als ich, General, daß vor dem 9. Thermidor mancher um geringerer Verbrechen willen das Schafott hat besteigen müssen.“

„Wenn es so ist, dürfen Sie allerdings dem Himmel für Ihre Errettung danken, Bürgerin. Die Richter des Revolutionstribunals waren gegen niemand unarmherziger als gegen die Gläubiger der Republik. Weshalb aber wandten Sie sich in Ihrer Bedrängnis nicht an mich? Ich hätte sicherlich meinen ganzen Einfluß aufgeboten, Ihnen die Freiheit zu verschaffen.“

„Ich muß gestehen, daß ich das Vertrauen zu meinen früheren Freunden verloren hatte. In Zeiten, wie wir sie jetzt durchleben, macht man eben allerlei trübe Erfahrungen.“

Barras hatte seinen Gast eingeladen, auf einem Sessel Platz zu nehmen; aber er mußte sich zugleich wegen der schlechten Beschaffenheit dieses Möbelstückes entschuldigen.

„Wie Sie sehen, bin ich hier dürftig genug untergebracht,“ scherzte er. „Es ist kein glänzendes Quartier für einen Obergeneral der Republik. Aber ich nahm, als ich nach Paris zurückkam, die erste beste Wohnung in der Voraussicht, daß meines Bleibens hier nicht lange sein würde.“

Fräulein Montansier hatte schon vorher mit ihren scharfen Augen die unordentliche Umgebung gemustert.

„Das ist wirklich kein angemessener Aufenthalt für Sie,“ sagte sie. „Haben Sie denn gar nicht den Wunsch, sich einen eigenen Haushalt in Paris einzurichten?“

„Nein. Meine Gattin zieht es vor, im Süden zu bleiben. Und ich bin Soldat. Vielleicht schießt man mich schon morgen wieder nach Italien oder an den Rhein. Weshalb sollte ich mich da erst mit den Mühseligkeiten einer Einrichtung belasten?“

„So erlauben Sie mir, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Ich habe außer meinem Theater im Palais Royal noch einige sehr hübsche Wohnungen, die vollständig eingerichtet sind, und von denen ich Ihnen mit Vergnügen eine überlassen würde. Sie würden mir sogar einen großen Dienst dadurch erweisen, denn ich gewänne den zuverlässigsten Beschützer, den sich eine alleinstehende Frau in diesen stürmischen Zeiten wünschen kann.“

Das Anerbieten wurde des näheren erörtert, und Barras zögerte nicht lange, sich einverstanden zu erklären. Als sich Fräulein Montansier empfahl, war alles notwendige zwischen ihnen vereinbart, und nach wenigen Tagen schon bezog Barras die bequeme und mit erlesenem Geschmack ausgestattete Wohnung im Palais Royal.

Hier entwickelte sich nun ein reges Gesellschaftsleben, und es gab bei Barras allezeit offene Tafel. Die bedeutendsten Männer, die schönsten und geistreichsten Frauen zählten zu seinen Gästen, und bei dem freundschaftlichen Verhältnis, das sich bald zwischen ihm und seiner liebenswürdigen Wirtin entwickelt hatte,

war es nur natürlich, daß auch die Schauspiel-direktorin häufig an dessen Festen teilnahm.

Bei einer solchen Gelegenheit geschah es, daß Fräulein Montansier auf einen Gast des Grafen aufmerksam wurde, den sie niemals zuvor bei ihm gesehen hatte. Er saß bescheiden am untersten Ende des Tisches, und Barras hatte es nicht für nötig gehalten, ihn jedem seiner berühmten und einflussreichen Freunde vorzustellen. Er war sehr klein und schwächlich, mit mageren Schultern und schmaler Brust. Die Uniform eines republikanischen Offiziers vermochte seiner Gestalt nichts von ihrer Unscheinbarkeit zu nehmen, und das unschöne, gelblich-bleiche Gesicht, von schwarzem, glattem und straffem Haar umrahmt, hatte weder in seinen Zügen noch in seinem Mienenspiel etwas Anmutiges oder Gewinnendes. Auch die Beschaffenheit seiner Kleidung stand in auffälligem Gegensatz zu der beinahe gedehnten Eleganz seiner Tischgenossen; denn die Uniform war abgetragen und schäbig, als hätte sie bereits alle Strapazen eines Feldzuges über sich ergehen lassen müssen.

Wohl in der Erkenntnis, daß er in diesem glänzenden Kreise nicht an seinem rechten Platz sei, hatte er sich lange Zeit hindurch vollständig schweigend verhalten, obgleich ihm offenbar nicht ein Wort der lebhaft geführten Unterhaltung entging. Da kam das Gespräch zufällig auf die erste und glänzendste Waffenthat der jungen Republik, die Eroberung der an die Engländer verratenen Hafenstadt Toulon, und es entspann sich ein kleines Wortgespräch darüber, ob dem General Dugommier wirklich das hauptsächlichste militärische Verdienst an diesem Erfolge zuzuschreiben sei.

Mit einem feinen, sarkastischen Lächeln hatte der Hausherr geraume Zeit dem bei diesem Anlaß zu Tage tretenden Widerstreit der Meinungen zugehört. Erst als die Gemüther der Debattierenden sich merklich zu erhitzen anfingen, erinnerte man sich, daß niemand berufener sei als er, den Streit zu schlichten.

„Sie waren ja ein Augenzeuge jener denkwürdigen Vorgänge, Bürger Volksvertreter,“ wandte sich einer seiner Freunde an ihn. „Man verehrt auch Sie als einen der Helden von Toulon, und Ihr Urteil muß darum für uns das entscheidende sein. Wer ist es, dem Sie den wesentlichsten Anteil an der Eroberung der Festung beimessen?“

Barras sah den Fragenden lächelnd an. Dann richtete er seinen Blick nach dem unteren Ende des Tisches.

„Für die Weltgeschichte, denke ich, wird wohl General Dugommier allezeit der Sieger von Toulon bleiben. Aber ich zweifle, daß er ohne einen bisher unbekanntem Artilleriekapitän jemals zu diesem Ruhme gelangt wäre. Der Mann, dem ich den wesentlichsten Anteil an jener glorreichen That beimesse, befindet sich zufällig in unserer Mitte. — Ich trinke auf deine Gesundheit, Bürger Bonaparte.“

Er hatte gegen den schwächlichen, unscheinbaren Offizier hin sein Glas erhoben, und voll höchsten Erstaunens richteten alle Blicke sich jetzt auf den kleinen, bis dahin völlig unbeachtet gebliebenen Menschen. Den aber setzte es offenbar keineswegs in Verlegenheit, so plötzlich zu einem Gegenstande des allgemeinen Interesses geworden zu sein. Mit der Sicherheit eines Mannes, der sich des eigenen Wertes vollkommen bewußt ist, that er dem Gastgeber Bescheid.

„Ich danke Ihnen, Bürger Volksvertreter!“ erwiderte er. „Und ich hoffe, daß man die Bedeutung Ihrer Worte hier nicht überschätzt. Ich that vor Toulon lediglich meine Pflicht, wie es einem guten Republikaner ziemt, und wie ich sie auch künftig an jedem Plage thun werde, auf den mich das Vertrauen meiner Mitbürger stellt.“

„Wohlgesprochen!“ rief Barras gutgelaunt zurück. „Und daß ein solcher Platz sich bald für dich finde, laß nur getrost meine Sorge sein. Nach der Einnahme von Toulon warst du ja vielleicht etwas zu hitzig im Erschießen von Verrätern, und man mußte deinem Eifer damals ein wenig die Zügel anlegen. Jetzt aber könnte die Republik für solche Männer leicht gute Verwendung haben, und ich zweifle nicht, daß du dich in Paris ebenso wacker halten würdest, als damals in Toulon.“

Ein Mann, der bei der einflussreichsten Persönlichkeit des Konvents in so offener Gunst stand, gewann natürlich auch für die anderen sogleich an Bedeutung. Niemand aber begegnete dem kleinen Artilleriekapitän seit diesem Augenblick mit so ausgesuchter Freundlichkeit als Fräulein Montansier, die Schauspiel-direktorin. Sie nahm ihn nach aufgehobener Tafel förmlich für sich in Beschlag und ließ sich in einer Fensternische mit liebenswürdigster Reuegie von seinen Kriegserlebnissen erzählen.

„Ihr Name klingt gar nicht französisch, Bürger,“ sagte sie gelegentlich. „Auch dem Aussehen nach könnte man Sie eher für einen Italiener halten.“

„Ich bin ein Korse,“ antwortete er, „aber man hat mich und meine Familie aus der Heimat vertrieben, weil wir nicht gemeinsame Sache mit den Feinden Frankreichs machen wollten. Meine unglückliche Mutter und meine bedauernswerten Geschwister haben seitdem mit den bittersten Entbehrungen zu kämpfen. Wenn ich diesen glänzenden Kreis fast in der Kleidung eines Bettlers betreten mußte, so geschah es, weil die Sorge für den Unterhalt meiner Angehörigen fast allein auf meinen Schultern liegt. Ich hoffe, mein Fräulein, Sie werden aus diesem Grunde Nachsicht mit meinem armseligen Aufzuge haben.“

„Er verschafft Ihnen im Gegenteile vollen Anspruch auf meine Hochachtung, Bürger Bonaparte. Ein guter Sohn und Bruder ist ja sicherlich auch ein vortheilhafter Mensch.“

Um die Mundwinkel des kleinen Korsen zuckte es wie leise Ironie; aber er verbeugte sich dankend und unterließ nicht, die Artigkeit auf eine feine Weise zurückzugeben. Als man sich bald nachher trennte, waren Fräulein Montansier und der Schützling des Konventspräsidenten bereits die besten Freunde. Bonaparte hatte eine Einladung erhalten, am nächsten Mittag bei der Schauspiel-direktorin zu speisen, und er hatte seine Zusage mit der Bereitwilligkeit eines Menschen gegeben, der froh ist, die Ausgabe für eine Mahlzeit zu ersparen. Geschickt hatte er es so einzurichten gewußt, daß er von allen Gästen als der letzte bei Barras zurückblieb, und nun, da sie miteinander allein waren, sagte er hastig: „Verzeihen Sie mir eine Frage. Die Bürgerin Montansier erzählte vorhin bei Tische, daß die Jakobiner sie verhaftet und beinahe guillotiniert hätten, weil die Republik ihr eine Million Franken schuldig sei. Sie ist also sehr reich?“

Barras scharfe Augen hefteten sich forschend auf das magere Gesicht des kleinen Kapitäns. „Sie hat in diesen stürmischen Zeiten einen beträchtlichen Teil ihres Vermögens eingebüßt,“ meinte er, eine unumwundene Antwort geistlich vermeidend. „Du weißt wohl, daß heutzutage niemand Lust hat, seine Schulden zu bezahlen.“

Bonaparte griff nach seinem Hute. „Steht es so? Ich war nach ihren Reden der Meinung, daß sie ein großes Vermögen aus dem Schiffbruch gerettet habe.“

Er wollte gehen, doch Barras legte ihm die Hand auf die Schulter. „Wenn du mich gefragt hast, um es von meiner Antwort abhängig zu machen, ob du der Montansier morgen deinen Besuch abstatten sollst oder nicht,

so rate ich dir, immerhin zu ihr zu gehen. Daß ihr trotz aller Verluste mehr als eine Million geblieben ist, weiß ich ganz gewiß.“

Bonaparte biß sich in die Unterlippe; aber er erwiderte nichts und verabschiedete sich schnell.

Der kleine schwarzhaarige Korse war während der nächsten Wochen ein ständiger Gast im Palais Royal und der Sorge für seine Mahlzeiten wenigstens in dieser Zeit gänzlich überhoben. Wenn er nicht an seines Gönners Barras Tische speiste, genoß er die Gastfreundschaft Fräulein Montansiers, und er durfte sowohl in dem einen wie in dem anderen Falle mit der Aufnahme, die ihm gewährt wurde, ausnehmend zufrieden sein. Daß sich zwischen der Schauspiel-direktorin und dem jungen Offizier allgemach engere Beziehungen angesponnen hatten, konnte keinem entgehen, der sich die Mühe nahm, ihren Verkehr etwas aufmerksamer zu beobachten. Der erhebliche Unterschied der Jahre fiel dabei offenbar nicht ins Gewicht. Bonaparte war unerföpflich in der Erfindung ritterlicher Aufmerksamkeit für die geistreiche Dame. Er schien weder ihre grauen Haare noch die verräterischen Falten in ihrem Gesicht, sondern einzig ihre noch immer jugendlich feurigen dunklen Augen zu sehen. Sie aber legte in ihrem Benehmen gegen ihn eine Zärtlichkeit an den Tag, die selbst den Unerfahrensten über die wahre Natur ihrer Empfindungen nicht hätte im Zweifel lassen können.

Eines Tages, da sie wieder unter vier Augen waren, konnte sich Barras denn auch nicht enthalten, seinen Schützling scherzend zu fragen, wann die Verlobung stattfinden werde. Und es überraschte ihn nicht, als Bonaparte sehr ernsthaft antwortete: „Ich habe die Pflicht, für meine Familie und für meine eigene Zukunft zu sorgen, Bürger Volksvertreter. In der Persönlichkeit der Fräulein Montansier ist nichts, das mich abhalten könnte, sie zu heiraten. Und für einen Soldaten, der vielleicht niemals Zeit haben wird, sich den Annehmlichkeiten des häuslichen Herdes hinzugeben, fällt auch der Unterschied der Jahre nicht ins Gewicht.“

Barras verstand den Sinn dieser letzten Worte und gab sich lächelnd zufrieden.

So waren die ersten Oktobertage des Jahres 1795 herangefommen. Fräulein Montansier schien erstlich entschlossen, dem Schwanken und Zaudern ihres jungen Verehrers ein Ende zu machen, denn sie hatte für den 5. Oktober oder — nach dem Kalender der Republik — für den 13. Vendémiaire mit großer Feierlichkeit die Einladungen zu einem festlichen Mahle ergehen lassen, bei dem es, wie sie ihren nächsten Freunden im Vertrauen mitteilte, eine ganz besondere Ueberraschung geben sollte. Aber die unberechenbaren Zeitereignisse vereitelten ihren liebevollen Plan. Derselbe 13. Vendémiaire, an dem sie bei hellem Gläserklang ihre Verlobung mit Napoleon Bonaparte hatte feiern wollen, wurde einer der großen Schicksalstage Frankreichs. Wieder tobte der Kampf des Bürgers gegen den Bürger in den Straßen von Paris, die Sektionen hatten sich gegen den Nationalkonvent aufgelehnt; die Royalisten glaubten den rechten Zeitpunkt für den Sturz des verhassten republikanischen Regiments gekommen, und abermals war Barras, dem Helden des 9. Thermidor, die Aufgabe zugefallen, die Republik zu retten.

An diesem bedeutsamen Tage endlich glaubte er auch für seinen Schützling Bonaparte den rechten Platz gefunden zu haben, nach dem der ehrgeizige junge Korse sich so lange und so heiß gesehnt hatte. Er machte ihn zu seinem Adjutanten bei dem Kampf gegen die Sektionen, freilich ohne zu ahnen, daß er ihm damit auf die erste Sprosse einer zu den höchsten Zielen

führenden Leiter half. Nicht der Oberbefehlshaber Barras, sondern Napoleon Bonaparte wurde der eigentliche Held des Tages. Er war innerhalb weniger Stunden über seinen Gönner emporgewachsen, und wenn dieser auch noch für eine geraume Weile bei weitem der Mächtigere und Einflußreichere blieb, so sollte doch der junge Korske bald genug zu dem blendenden Stern werden, der neben sich kein anderes Gestirn mehr am politischen Himmel Frankreichs duldet.

Im Laufe eines einzigen Tages war der Aufstand siegreich niedergeworfen worden. Aber man mußte immerhin auf den Ausbruch neuer Unruhen gefaßt sein, und weder für den Oberkommandierenden noch für seinen ruhmgekrönten Adjutanten war jetzt an den behaglichen Genuß

geselliger Freuden zu denken. Umsonst schickte die sehnsüchtig harrende Schauspieldirektorin Boten über Boten in das Hauptquartier, die ihren Zukünftigen wenigstens auf eine kurze Stunde zu ihr entbieten sollten. Bonaparte entschuldigte sich höflich mit dringenden Geschäften, und wenn er auch versprach, nach Erledigung derselben sofort zu Fräulein Montansier zu eilen, so kam er doch niemals wieder. Und nicht die plötzlich erschlossene Aussicht auf eine glänzende Laufbahn allein war es, die ihn fernhielt. Ein anderer, mächtigerer Impuls hatte ihn gezwungen, unarmherzig die Hoffnungen der alternden Frau zu zerstören.

Mit ihrem fünfzehnjährigen Sohne Eugen war die schöne Josephine v. Beauharnais — die Witwe eines unter der Schreckensherrschaft

hingerichteten Generals — am 14. Vendémiaire als eine Bittende zu ihm gekommen. Während der Unruhen des vorausgegangenen Tages hatte man bei einer Durchsuhung ihrer Wohnung einige Waffen fortgenommen, und nun begleitete sie ihren Knaben, damit er den Degen seines Vaters zurückerbitte. Bonaparte empfing sie mit ausgefuchter Höflichkeit, und es war nicht bloß die Erfüllung jenes pietätvollen Wunsches, die ihr zu teil wurde. Ohne es zu ahnen, hatte sie das Herz eines Mannes gewonnen, an dessen Seite sie zu den höchsten Ehren emporsteigen sollte. Am 9. März 1796 wurde sie seine Gemahlin, und am 2. Dezember des Jahres 1804 setzte er ihr in der Notre-damekirche zu Paris die Krone der französischen Kaiserin auf das Haupt.

Humoristisches.



Seine Auffassung.
Mutter der Braut: Sie wollen also mein Schwiegersohn werden? Haben Sie sich die Sache auch wohl überlegt?
Bewerber (eingeschüchtert): Ist's denn so gefährlich?



Auch ein Grund.
Du, Elise, deine Nonne hat aber einen großen Mund!
Elise: Ist wohl wahr, aber sie spricht auch fünf Sprachen!

Die Direktorin des Theaters im Palais Royal hat diesen schwindelnden Aufstieg der glücklicheren Nebenbuhlerin nicht mehr gesehen, denn sie starb wenige Jahre nach jenem vereitelten Festmahl vom 13. Vendémiaire, bei dem sie mit Napoleon Bonaparte hatte den Bund fürs Leben schließen wollen.

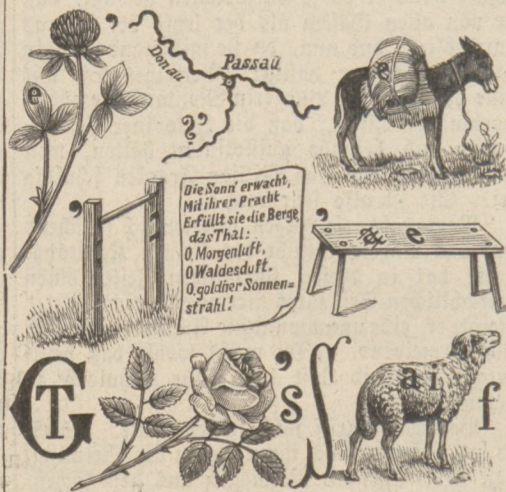
Charade.

(Viersilbig.)

Wenn im Konzert harmonisch, rein und klar
Vor uns erklingt das süße Spiel der Saiten,
So schwebelt entzückt das erste Saitenpaar
Und läßt den Wohlklang in die Seele gleiten.
Und jetzt das zweite Paar dann mächtig ein
Und läßt die Hörner schallen und Posaunen
Mit schmetternden Trompeten im Verein,
So lauschen wir, beherrscht von frohem Staunen.
Das ganze Wort verachtet man mit Recht
Und weicht ihm aus wie einer gift'gen Schlange;
Die Ehre stiehlt es, selbst gemein und schlecht,
Und Zwietracht sät's in haßerfülltem Drange.
Drum schließt die ersten, wenn es schleichend naht,
Damit's das Herz durch Argwohn nicht vergifte
Und nicht durch schändlichen, niedrigen Verrat
Die Liebe morde und Entzweiung stifte.

Auflösung folgt in Nr. 12.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 12.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 10:
Mühe wird erfrischt durch die Hoffnung.

Blumen-Rätsel.

Die nachstehenden neun Blumenamen: TÜRKENBUND, GOLDLACK, MALVE, VEILCHEN, LÖWENMAUL, LILIE, AURIKEL, ASTER, ROSE sind untereinander zu stellen und so lange seitlich hin und her zu verschieben, bis eine senkrechte Buchstabenreihe im Zusammenhange gleichfalls eine Blume nennt.
Auflösung folgt in Nr. 12.

Buchstaben-Rätsel.

Mit h ist es am Meeresstrand
An jedem Tag zu schauen;
Mit g fürcht es das Aderland
Durch seine scharfen Klauen.
Mit l ging's längst zur Ruhe ein,
Hier war es groß, dort wieder klein.
Mit f schaut es zum Dach hinaus;
Nun hört, wie seltsam doch:
Spricht man die Wörter rückwärts aus,
Sind es dieselben noch.
Auflösung folgt in Nr. 12.

Auflösungen von Nr. 10:

der viersilbigen Charade: Siebenstädler;
des Logogriphs: Maas, Mars, Mais, Maus.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.